

Das Leben im Wort

1926



Schriftleiter: Paul Lindenberg



1926

Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdalena Eisenberg

(Nachdruck verboten.)

(Dritte Fortsetzung.)

Alfred Kornblum, der Spelulant und mehrfache Hausbesitzer, hatte es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Nun, obwohl schon 57 Jahre alt, gedachte er zu betreten, und zwar seine junge Nichte, Ina Mohr. Als ihr Vormund hatte er ihr Vermögen zu verwalten gehabt, so ausgeübelt, daß es mit dem seinem verschmolzen war. Auf eine Frage Inas teilte er ihr mit, daß sie laum noch über einen nennenswerten Betrag verfügen könne, die Infaktion hätte alles geschluckt — aber er bot ihr selber und sein ganzes Hab und Gut an. Ina vertauschte dies Geständnis mit Vertrauen und Widerwillen. Denn sie hatte ihr Herz einem Anderen geschenkt, Willy Krämpfe, mit dem sie sich nach der Unterredung mit ihrem Onkel ins Stadtpark traf und ihm alles berichtete. Er tröstete sie — auch ohne Vermögen werde er

sie betrauen. Am folgenden Tag erhielt Ina einen Brief von ihrem Verlobten, daß er sie auf ein Jahr verlassen müsse, um in Amerika, wohin ihn ein Freund eingeladen, soviel zu erwerben, damit er das ersehnte eigene Nest bauen könne. Am selben Nachmittag verabschiedete er sich von Ina und deren Onkel. Wenige Tage darauf sah der Spelulant spätends an seinem Schreibtisch. Ein Geräusch ließ ihn umblicken, er erkannte, denn der Tod stand dort! Und mit erster Stimme machte ihn dieser an den Abschied von Ina: er möchte bereuen und noch etwas tun, solange es Zeit sei. Bald ohnmächtig vor Grauen entnahm Kornblum dem Geldschrank das Ina gebührige Vermögen — eine halbe Million, und legte es auf den Schreibtisch. Dann kam er betäubt, los im Nebenzimmer auf den Diwan.

Als Fräulein Menz am nächsten Morgen ihren gewohnten Gang durch alle Räume im Hause machte, stieß sie auf das Stubennädchen, welches berichtete, der gnädige Herr hätte noch nicht geklingelt und wäre auch noch nicht zu sehen gewesen, und es sei doch bereits elf Uhr.

Sogleich erfaßte die Hausdame erklärliche Besorgnis. Sie ließ den Diener Anton rufen und erfuhr von diesem, daß Herr Kornblum abends nach zehn Uhr die Absicht geäußert habe, sich allein, ohne des Dieners Hilfe, zur Ruhe zu begeben und auch keine weiteren Anweisungen für den nächsten Tag gegeben habe, da er bei seinem Erwachen ja stets zuerst nach ihm — Anton — zu läuten pflege.

Nun wurde Fräulein Menz unruhig, sah noch einmal nach der Uhr und schickte kurz entschlossen den Diener nach dem Schlafzimmer des Herrn.

Schon nach wenigen Minuten kam dieser verstört zurück und berichtete, daß Herr Kornblum im Schlafanzug auf dem Diwan läge, ohne sich zu rühren. „Telephonieren Sie nach dem Hausarzt,“ rief Fräulein Menz dem Diener zu und stürzte dann selber nach dem Schlafzimmer Alfred Kornblums.

Dort fand sie es, wie Anton gesagt hatte. Der Hausherr lag und rührte sich nicht. Das Fräulein faßte ihn bei der Schulter, drehte ihn herum und sah ihm ins Antlitz, das ihr regungslos und blaß entgegenleuchtete. Verzweiflungsvoll erfaßte sie die herunterhängende Rechte des Kranken, und in einem Tone, der ihren ganzen Jammer ausdrückte, rief sie, ihn leicht an der Schulter rüttelnd: „Herr Kornblum, Herr Kornblum, kommen Sie doch zu sich. O Gott, o Gott, was ist denn bloß geschehen?“ Laut und ganz gegen ihre sonstige Zurückhaltung brach ihr Jammer sich Bahn.

Da schlug der wie leblos Daliegende endlich die Augen auf. Starr und verständnislos blickten sie ins Leere, und Fräulein Menz, der bei dieser, ach, so schwachen Lebensäußerung eine belebende Hoffnung ins Herz schleichen wollte, bekam auf ihre Rufe und Fragen keine Antwort.

Der Mann auf dem Diwan rührte sich noch immer nicht. Nur die Augen begannen unster durch das Zimmer

zu wandern. Und diese hellbraunen umherirrenden Augen zogen wieder die Schranke zwischen Herrn Alfred Kornblum und seiner Hausdame. Das fassungslöse Fräulein richtete sich langsam auf und blickte nach der Tür, in deren Rahmen sie die beiden Hausmädchen neugierig stehen sah.

Würdevoll trat sie zu einem neben dem Ankleideschrank stehenden Stuhl, nahm eine darauf liegende Decke und breitete sie vorsichtig über den ausgefühlten Körper ihres Brotgebers.

Dann fragte sie scharf und sachlich, sich zur Tür wendend: „Haben Sie das gnädige Fräulein gesehen, Amalie?“

Die Amalie sah die Emma an und die Emma die Amalie. Und dann besannen sich die beiden Mädchen, daß das gnädige Fräulein gleich nach dem Frühstück einen Spaziergang unternommen habe, von dem es noch nicht zurückgekehrt sei.

Nahende Schritte und ein gebieterischer Blick der Hausdame scheuchten die Neugierigen davon.

Doktor Ellermann kam in Begleitung Anton's und einer Krankenschwester.

Nach einem kurzen prüfenden Blick stellte der Arzt einen leichten Schlaganfall fest und ordnete an, daß Herr Kornblum entkleidet und zu Bett gelegt werden solle.

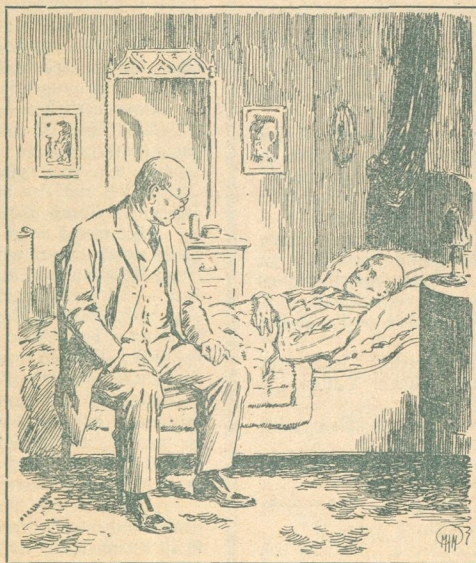
Geniert ging Fräulein Menz aus dem Zimmer und überließ die Betreuung ihres geliebten Herrn den bezahlten Händen des Dieners und der Pflegerin.

Bevor aber Dr. Ellermann wieder ging, ließ er die Hausdame noch einmal zu sich in das Arbeitszimmer des Herrn Kornblum bitten.

Auf einem niedrigen Pöcker saß nun auch die inzwischen zurückgekehrte Ina, und die Blässe ihres Antlitzes wetteiferte mit dem Weiß ihres Frühlingskleides.

„Nun, Herr Doktor, ist Herr Kornblum schon zu sich gekommen?“ fragte Fräulein Menz.

„Nein, meine Verehrteste, eben nicht. Aber wie ich schon sagte, es ist nichts Ernsthaftes zu befürchten. Herr Kornblum hat anscheinend die ganze Nacht über auf dem Diwan gelegen und sich gründlich ausgekühlt. Wir müssen ihn erwärmen. Ich lasse Ihnen Schwester Eva hier, die hat meine Anordnungen und weiß Bescheid. Und nachmittags spreche ich noch einmal vor.“



Die Zeit

Unbessiglich, unbittlich
Ueber allem steht die Zeit.

Lieben und Hassen
Traumgleich verblaffen —
Hoffnungen narren
Bangendes Harren —
Lollfühnes Wagen,
Bittres Entfagen —

Leben beginnen,
Leben verrinnen —
Welten verderben,
Völker, sie sterben —
Menschen vergessen,
Was sie befehen. —

Unbessiglich, unbittlich
Ueber allem steht die Zeit.

Edith Heralth.

Er verabschiedete sich von der Hausdame und Ina und bemerkte noch, daß er jederzeit telephonisch gerufen werden könne, wenn es sich als nötig erweisen sollte.

„D dieses Unglück,“ jammerte Fräulein Menz, als der Arzt gegangen, und wandte sich an Ina: „Haben Sie Ihren Anteil schon gesehen?“

Ina schüttelte traurig und stumm den goldschimmernden Kopf und folgte Fräulein Menz in das zu einem wahren Krankenzimmer umgewandelte Schlafzimmer Alfred Kornblums.

* * *

Zwei Tage lang hatte der Kranke kein Wort mit seiner Umgebung gewechselt. Aber er hatte sich so nach und nach unter den hilfsbereiten Händen der Krankenschwester ins Leben zurückgefunden und empfand ein gewisses Wohlbehagen bei der Berührung der Wärmflasche an den bleicheren Füßen.

Und ganz allmählich fing er an, von seiner linken Körperhälfte wieder Gebrauch zu machen und von Zeit zu Zeit wieder den linken Arm oder das linke Bein zu rühren. Die Bewegungsfähigkeit schien mehr in einer enormen Schwäche als in einer eigentlichen Lähmung zu liegen.

Und am dritten Tage, als Dr. Ellermann gerade seinen Besuch machte, da fing Alfred Kornblum wieder an zu reden. Er bat, daß sich alle im Zimmer befindlichen Frauen entfernen möchten.

Als dies geschah, wandte er sich an den Arzt: „Doktor Ellermann, was ist mit mir geschehen?“

„Nichts, lieber Herr Kommerzienrat,“ sagte der lächelnd. „Ein ganz kleines Schlaganfallchen. Hatten Sie Nerven gehabt oder einen Schreck?“

Der Kranke gab keine Antwort, sondern schwieg eine Weile nachdenklich.

„Doktor,“ sagte er dann leise, „ich habe den Tod gesehen.“

„Großartig,“ entgegnete der Arzt, mit Vorbedacht scherzend, „hat er Ihnen seine Aufwartung gemacht?“

Wieder schwieg der Kranke eine Weile. Wartete, daß der Arzt reden, auf seine Mitteilung eingehen, ihm seine Vorstellung ausreden und ihn erlösen möchte.

Aber der schwieg ebenfalls. Schwieg aus Grundsatz, weil er einem etwa beginnenden Wahn seines Patienten in keinem Falle Anregung und damit Nahrung geben wollte.

Aber da sagte der Kranke, der zu dreitägigem Stummsein verurteilt gewesen war und noch nicht wußte, wieviel Worte ihm überhaupt noch zu reden beschieden sein mochten, es frei heraus: „Ohne Scherz, Doktor, ich habe den Tod gesehen, trotzdem ich nicht — Spiritist bin. Er hat leibhaftig dort im Arbeitszimmer gestanden, — bevor ich krank wurde.“

Nachsichtig hörte Dr. Ellermann dieser Beichte seines Patienten zu. Aber er sagte nichts dazu, sondern bat ihn nur, zu ruhen und sich nicht mit Reden anzustrengen. Im übrigen sei er außer Gefahr.

Aber Alfred Kornblum machte eine heftige Gebärde des Unwillens.

„Glauben Sie, daß mich der Gedanke an jene Nacht zur Ruhe kommen läßt? Denken Sie doch nicht, ich hätte geträumt oder Wahngedichte gehabt. Ueberzeugen Sie sich doch von der Tatsächlichkeit meiner Angaben, indem Sie mir das Päckchen vom Schreibtisch bringen, das die Aufschrift trägt: „Ina Mohr zu eigen.““

Da der Kranke bei seiner Rede geradezu heftig geworden war, mit der Eindringlichkeit einer Forderung, zog Dr. Ellermann, um ihn nicht aufzuregen, es vor, sich in das Arbeitszimmer zu begeben, um scheinbar den Wunsch des Kranken zu erfüllen, obgleich er durchaus überzeugt war, daß es sich nur um eine Zwangsvorstellung handelte.

Da er auf dem Schreibtisch nichts fand, was sich auf Kornblums Worte hätte beziehen können, so nickte er nur lächelnd für sich und begab sich sogleich wieder ins Schlafzimmer, um, in der Absicht, seinen Kranken auf andere Gedanken zu bringen, in bittendem Tone zu sagen: „Versuchen Sie zu schlafen, Verehrtester, das wird Ihnen gut tun. Der Schlaf ist das beste Heilmittel, ganz besonders in Ihrem Falle. Es fehlt Ihnen ja weiter nichts, als sich durch Schlaf wieder zu erholen und zu Ihrer alten Kraft und Arbeitsfähigkeit zu kommen.“

Aber Kornblum wehrte hartnäckig ab und wiederholte eigenförmig: „Das Päckchen sollen Sie mir bringen!“

Dr. Ellermann suchte lächelnd die Achseln.

„Nichts da?“ forschte der Kranke, und höchste Erregung sprach aus seinen Zügen.

Und als der Arzt wiederum schwieg: „Dann bin ich beraubt! Dann ist jemand im Zimmer gewesen, während ich hier hilflos lag.“ Und er knirschte förmlich mit den Zähnen vor Aufregung und Zorn. Er versuchte, sich aufzurichten, als ob er aus dem Bett wolle, aber matt sank er in die Kissen zurück, und der Arzt reichte ihm nur mit allem ihm zu Gebote stehendem Ernst ein Glas Wasser mit einem Beruhigungsmittel.

Dann verließ er das Haus. —

Als Alfred Kornblum, der infolge des ärztlichen Beruhigungsmittels ein wenig geschlafen hatte, wieder erwachte, war sein erster Gedanke der Besuch des Todes. Drehte sich doch um dies schreckliche Ereignis sein Denken seit jenem Abend überhaupt.

Aber trotzig nahm er sich vor, sich nicht mehr von dem Arzte ungläubig anlächeln zu lassen. Und er bestellte sich einen Rechtsanwalt, den er persönlich kannte, aus Krankenzimmer. — Da der Anwalt zufällig gleichzeitig Notar war, sahen Ina und Fräulein Menz einander bei diesem sonderbaren Verlangen erschrocken an. Denn beide waren von dem peinlichen Gedanken gequält, daß Alfred Kornblum sein Testament machen wolle, sich also sehr schlecht fühlen müsse.

Als der Rechtsanwalt kam, verlangte der Spekulant wiederum, auch mit diesem neuen Beichtiger allein gelassen zu werden, und erzählte ihm dann sehr ausführlich sein großes Erlebnis. Und zu seiner Freude ging der Jünger der Justitia vollkommen vorurteilslos auf alles ein.

„Ein Briefumschlag mit fünfhunderttausend Mark ist verschwunden? Da muß natürlich sofort die Staatsanwaltschaft benachrichtigt und nachgefordert werden,“ sagte er kaltblütig. „Wir haben ja auch bei unsrer Polizei einen tüchtigen Kriminalisten, soviel ich weiß. Natürlich müssen wir des Diebes habhaft werden. Das wäre ja noch schöner! Solche dreisten Ueberfälle sind heute an der Tagesordnung.“ Und er dachte bei sich: die Geschichte mit der Maske (so nannte er im stillen den Tod) wird sich wohl ein bißchen anders abgespielt haben, wahrscheinlich warst du angeknüpft, alter Freund.

Auf den Kranken aber wirkte das Verhalten Dr. Schimmels außerordentlich wohltuend. Er schloß einige Sekunden in dem Gefühl plötzlichen Geborgenseins die Augen. Ich bin also nicht so verrückt, wie Dr. Ellermann anzunehmen scheint, dachte er. Und dann öffnete er die schmalen Lippen: „Gut, Herr Rechtsanwalt,“ sagte er angeregt und fast unternehmungslustig. „Und was gedenken Sie zu tun?“

„Darauf wird wohl die Kriminalpolizei entscheiden. Am besten wird es sein, den Vorfall in die Zeitung zu setzen.“

„Um Himmelswillen!“ rief der Kranke abwehrend. Dr. Schimmel beschwichtigte lächelnd. Er durchschaute den Kommerzienrat sofort. Lächerlich wollte sich Alfred Kornblum in keinem Falle machen, und die ganze Situation, ganz abgesehen, um was für eine Taschenspielerlei es sich bei der Erscheinung des Todes handelte, war zu wenig vortheilhaft für ihn, als daß er sie hätte in der Öffentlichkeit breittreten mögen.

„Natürlich muß man die ganze Sache möglichst — un-schreiben,“ meinte der Rechtsanwalt. „Lassen Sie mich nur den Text aufsehen, bin auch ein halber Journalist. — Wichtig ist die Zeitung in jedem Falle. Sie hat sich oft als den besten Kriminalisten erwiesen und manchem Verbrecher auf die Spur geholfen, und auch in unserm Falle werden wir zum mindesten irgendwelche Zeugen finden, glauben Sie mir das.“

Alfred Kornblum erklärte sich nach kurzem Bedenken einverstanden. Ja, er gab dem Anwalt sogar einen Scheck, gewissermaßen als Vorschuß, damit der rührige Mann sich sofort an die Arbeit machen und alle Schritte, die zur Wiedererlangung des verschwundenen Geldes führen könnten, unternehmen möchte. Denn nur an das verschwundene Geld dachte Alfred Kornblum dabei. An der Wirklichkeit der Erscheinung des Senfennannes zweifelte er nicht im geringsten. Aber darüber mit anderen zu streiten, hatte er, seitdem ihn der Unglaube Dr. Ellermanns so abgefühlt hatte, kein Verlangen mehr. Dies war sein Seelengeheimnis, das er wie eine schreckliche, aber doch auch großartige Tatsache in sich trug. Denn nachdem er auf Geheiß des Todes Jna ihr Geld gleichsam auf testamentarischem Wege wieder zurückerstattet hatte, fühlte er sein Gewissen entlastet und glaubte, daß der Tod ihm noch einmal Frist zum Leben eingeräumt habe, und dies Bewußtsein machte ihm das Leben wertvoller, als es ihm jemals erschienen war.

Als nun der Anwalt fortgegangen war und er — Kornblum — also seiner Pflicht, das für Jna bestimmte Geld wiederzuerlangen, genügt hatte, war es, als sei eine Last von dem Kranken abgefallen, und er begann, sich zu-sehens zu erholen.

Bald war er soweit, daß er stundenweise in seinem weichen Hansanzug im Lehnstuhl sitzen konnte, und als er wieder einmal so dasah und sich an einem guten Buche erfreute, brachte Jna mit aufgeregter Miene ein Zeitungsblatt zu ihm herein.

„Onkel Alfred,“ rief sie hastig, „da ist ja ein ganz eigenartiger Artikel in der Zeitung.“

Kornblum lächelte und deutete auf ein neben ihm auf dem Tischchen liegendes gleiches Blatt: „Meinst du den vom Besuch des Todes? Eigenartige Geschichte, nicht wahr? Hastest wohl keine Ahnung, was ich an jenem Abend, an dem ich erkrankte, alles erlebt hatte, wie?“

„Nein, das muß ja schrecklich gewesen sein,“ meinte das junge Mädchen, „ich glaube, ich wäre vor Schreck gestorben.“

„Setz dich hin, Jna,“ sagte Kornblum mit einer einladenden Handbewegung, und Jna nahm in seiner Nähe auf einem Stuhl Platz.

„Ja, ohne das Verschwinden des Geldes,“ fuhr er gemächlich fort, „wäre mein Erlebnis nie an die Öffentlichkeit gekommen, das kannst du mir glauben. Und ob die Veröffentlichung viel Zweck hat, möchte ich auch bezweifeln. Die Leute werden mich ganz unnötigerweise für verrückt halten. Aber vielleicht ist der Wissenschaft damit ein Dienst erwiesen. Nur sind die Menschen heute so zweifelnd, daß niemand die ganze Sache richtig ernst nimmt.“

Aber Jna schien sie durchaus ernst zu nehmen. Sie erkundigte sich eindringlich nach allen näheren Umständen des geheimnisvollen Vorgangs, das in der Zeitung nur kurz angegeben war, ließ sich Ort und Stelle, wo der Tod gestanden hatte, genau zeigen und hörte mit glühenden Wangen den Ausführungen des Onkels zu.

Als er geendet, streifte sie ihm tröstend die schmalen blaffen Hände und bedauerte ihn außerordentlich wegen der erlittenen Aufregung und Kengstigung. Ganz vergessen hatte sie dabei, daß dieser selbe Onkel ja doch eigentlich

beabsichtigt hatte, sie zu heiraten, womit er ihr seinerzeit einen so schweren Kummer bereitet hatte. Aber auch Kornblum schien diesen Vorfall ganz vergessen zu haben. Mit keiner Silbe kam er seit der Erscheinung des Todes wieder auf diesen Punkt zurück. (Fortsetzung folgt.)

Die Schale der Justitia

Von Agnes Schoebel.

An der silbrigen Platte des Spiegels rann ihr das Abbild ihrer zarten, schlanken Erscheinung entgegen: wie gebadet sah sie aus in dem weichen, duftigen Kleid; wie eine Nymphe, von Schaum und Sonnenlicht überrieselt. Der neue Hut, den sie jeden auf einem Schlendergang durch die Stadt ausgewählt hatte, ließ sie jung und mädchenhaft erscheinen, sie, deren einziges Töchterlein im Begriff stand, die Kinderschuhe abzustreifen.

Immer wieder blickte sie in den großen Spiegel, der einen Fensterpfeiler des Wohnzimmers deckte; endlich nahm sie das zarte Gebilde aus den dunklen, von einer leichten künstlichen Bronze-Patina überfärbten Haaren. Sodann ließ sie die Fingerringe von den Fingern gleiten und legte sie nach ihrer Gewohnheit in die Schalen der Waage, die eine auf dem Spiegelsockel stehende Statue der Justitia in weit ausgestreckten Händen hielt. Der Ehering lag leicht gegen die steinfunkelnden Reife, unter denen einer war, — einer — tiefblauen, blitzenden Augen glühten die beiden großen Saphire, die er trug.

Frau Evelyn senfte, lächelte, schloß dann halb die Lider. — Plötzlich trat sie hastig zur Seite und drückte ihr Gesicht in einen großen Strauß, der mit dem brennenden Rot seiner Nelken ihr entgegengesetzte wie ein Feuerwerk von Küßen.

Da wurde rasch und heftig die Seitentür, die zum Arbeitszimmer ihres Mannes führte, geöffnet; seine Ungeduld nicht verhehlend, sagte er im Eintreten: „Liebe Evelyn, ich höre, daß du endlich zurückgekehrt bist.“ Sein Gesicht wurde ernst. „Ich habe etwas mit dir zu besprechen, etwas Bedeutames, Einschneidendes.“

Erstrocken irrte ihr Blick zu der blind richtenden Göttin hinüber.

Der Justizrat zog einen Brief aus der Tasche. „Es handelt sich um das Kind, um Ev.“ — Er setzte sich.

„Ah so, um Ev.“ Frau Evelyns zarte Gestalt glitt in einen Schaukelstuhl. „Ihre Gesanglehrerin bittet vermutlich um Urlaub.“

„Doch nicht. Aber Doktor Feddersen um ihre Hand.“ „Welch reizende Ueberraschung!“ Der Schaukelstuhl geriet in wiegende Bewegung.

Der Justizrat räusperte sich. „Ich, ich glaube, du würdest in Tränen ausbrechen bei dem Gedanken, das einzige Kind so früh schon fortgeben zu sollen.“

„Ev“ wird glänzend versorgt sein. Feddersen ist ein Ehrenmann.“ — „Und zwanzig Jahre älter als das Kind.“

„Hab' ich nicht ebenfalls mit kaum sechzehn Jahren einen gereiften Mann geheiratet, und — und — bin ich nicht glücklich geworden?“

Dem Justizrat entfiel das Briefblatt. „Das höre ich heute so unumwunden zum erstenmal, Evelyn.“

„Aber ich sage es in vollem Ernst!“

„Und du hast mir oft vorgeworfen, daß du deine Jugend nicht voll ausleben konntest an meiner Seite! Wenn nur das Kind, unser einziges Kind —“

„Evelyn hat eine kühle Veranlagung, deren Temperatur sich wohl kaum steigern läßt.“

„Meinst du?“ Der Justizrat bückte sich nach dem Brief und faltete ihn zusammen, als sei die Angelegenheit, die er berührte, für ihn erledigt. „Ich habe bereits mit Ev“ gesprochen. Sie lehnt Feddersens Werbung ab. Sie liebt einen anderen.“

Ein dunkler, ungewisser Ausdruck von Furcht zitterte plötzlich über Frau Evelyns Gesicht hin. „Das Kind liebt?“ Sie lachte kurz auf. Der Schaukelstuhl stand still. „Und ich kam vorhin beinahe in Versuchung, ihr ein Spielzeug aus der Stadt mitzubringen! Welcher Puppe von Mann hat sie denn ihr Herz geschenkt nach den drei oder vier Vätern, die sie beluchte?“

„Keiner Puppe, Evelyn, Wolf Wendelstedt.“

Die schlanke Frauengestalt zuckte ferngerade empor, wie die Cobra, wenn sie getreten wird. Die langgeschrittenen Augen funkelteten. „Wolf Wendelstedt? — Sagtest du Wolf Wendelstedt?“

Der Justizrat hob seine Brille zur Stirn hinauf, als hindere ihn das Glas, scharf zu sehen.

Frau Evelyn krümmte ihre Fingerringe, daß die feinen spitzen Nägel wie Krallen erschienen. „Niemand gebe ich meine Einwilligung, niemals, hörst du?! Und er, Wolf Wendelstedt, liebt ja auch Ev“ gar nicht —“ Ein träumerischer Klang kam in ihre Stimme, sie sprach wie aus einer Vision heraus.

Die scharfen Juristenaugen ruhten unablässig und durchdringend auf dem tieferblauen Frauengesicht. „Und darf ich fragen, was für Gründe dich bestimmen?“
 „Gar keine. Oder vielmehr tausend.“ Er — er — würde Cv' verderben bis ins Mark, ihr das Leben von einer Seite zeigen — Sie senkte die Augen. „Zudem — Cv' ist viel zu jung für ihn.“

„Ich schähe ihn auf kaum siebenundzwanzig. Vorhin freuteft du dich, dein Kind einem zwanzig Jahre älteren Mann ausliefern zu können.“

„Wie du nur sprichst! Ausliefern! Beschützt und behütet wollte ich Cv' wissen.“ Der Atem kam ihr stoßweise. „Sie muß gerettet werden vor Rolf Wendelstedt, muß fort aus seiner Nähe. Rasch, bald — für immer!“ Ihr flackerndes Bild traf in die, nicht wie sonst von bläulichen Brillengläsern verdeckten Augen ihres Mannes. Schneidende Verachtung stand darin, daß glühte ihr entgegen aus den zitternden Pupillen. Sie biß sich auf die Lippen, einen Schrei erstickend.

Da hörte sie leichte, federnde Schritte. Auf der Schwelle erschien eine schmale zarte Gestalt. Vor der Mutter niederstehend stammelte Cv': „Mama, einzige, süße Mama, du kennst nun mein Geheimnis — du seufzt dich, nicht wahr? Und ich darf Rolf ein paar Schritte entgegen tun. Er liebt mich, so sehr, so angstvoll wie ein Heiligthum, aber irgend etwas Dunkles, Schweres bedrückt ihn, steht noch zwischen uns —“

Rast zusammenbrechend, beugte sich Frau Evelyn über das Kind, das senkte, lächelte, halb die Wimpern schloß. Sie blickte wie in einen Spiegel: dieselben Züge, dieselbe Leidenschaft darauf, dieselben schmalen, funkelnden Augen, derselbe Name — der gleiche Herzschlag! War sie es nicht selber, hoffnungsfeltig, gläubvertraut, dem Leben entgegensehend, frei und jung? Jung! Sie stieß einen Laut unheimlicher Dual aus. Wie das Klirren zerfallender Gläser irrte er durchs Zimmer.

Der Justizrat erhob sich. Mit hütender Sorgfalt, als müsse er eine Blütenknospe vor giftigem Anhauch schützen, so zart nahm er Cv' in seine Arme hinüber. „Mein Liebling, mein Kleinkind, — ich — ich habe bereits mit der Mama gesprochen. Sie kennt Rolf Wendelstedt besser als wir beide.“ Seine Stimme kam wie aus gewürzter Kehle. „Ein Dunkles, Schweres, das du niemals vergeihen könntest und dürftest, trennt dich von ihm, — für immer!“ Er senkte den Blick vor dem Jammer, der plötzlich den hellen Glanz des holden Kinder Gesichtes erlöschern machte. „Arme kleine Cv'! Wir alle haben Träume zu begraben, — aber ich werde dich einen Weg führen, auf dem du Vergessenheit finden wirst.“

Wie in halber Ohnmacht brachen die jungen Augen, flackernd dann fragend auf.

„Wir beide werden reisen. Du sollst Italien sehen, Griechenland. Ins Reich der Kunst sollst du blicken.“

„Und die Mama? Sie kommt doch mit?“ Cv' streckte ihre zitternde Rechte nach der Mutter aus.

Einen Herzschlag lang atmete Frau Evelyn wie unter dem Nichtseil.

„Die Mama? Nein! Mama geht nicht mit!“

Frau Evelyn verstand den geheimen Sinn dieser Worte, und ihre schuldvolle Seele erzitterte. Ihr Gatte sagte nicht, „die Mama bleibt zu Haus — erwartet uns“. Er stieß sie von sich, nahm ihr das Kind, ihr einziges Kind! Schutzlos, ohne Heim, ohne Familie mußte sie zurückbleiben, ohne den Geliebten selbst, der sich ihrem verjüngten Ebenbild zugewandt hatte, ihrem eignen Fleisch und Blut.

Leer und kalt irrte ihr Blick hinüber zu der Gestalt der Justitia, die in gleichgültig ausgestreckter Hand zwei Wagschalen hielt — —

Hochgeschneelt lag in der einen ein glatter, schlichter Reif —

Klare Bedingungen

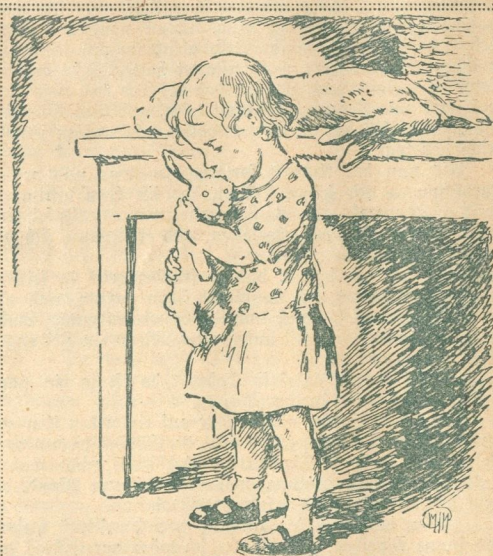
Ernst Ludwig Heim war in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einer der bekanntesten und beliebtesten Aerzte in Berlin. Die Prinzessin Ferdinand wollte ihn zu ihrem Leibarzt wählen. Sie sitzt in einem prächtigen Audienzsaal auf einem Sofa und beseht durch ein Vergrößerungsglas von den Fußsohlen bis zum Scheitel den geforderten, vorgelassenen und eingeführten Heim. „Tret' Er näher!“ spricht sie, und fährt dann fort: „Ich höre von Seiner Geschicklichkeit und von Seiner großen und glücklichen Praxis viel Ruhmliches. Ich bin darum entschlossen, ihn zu meinem Leibarzt zu ernennen, und solches habe ich ihm kundtun wollen.“ — „Eurer königlichen Hoheit danke ich für Ihr Vertrauen, aber die Ehre, Ihr Leibarzt zu sein, kann ich nur unter Bedingungen annehmen.“ antwortet Heim, nach seiner Gewohnheit im heiteren Tone. Lachend erwidert die Prinzessin: „Bedingungen? Die hat mir in meinem ganzen Leben noch niemand gemacht.“ — „Nicht?“ antwortet Heim. „Dann ist es hohe Zeit, daß Sie das lernen.“ — „Nun, so laß' Er hören.“ — „Die erste Bedingung ist,“ antwortet Heim, „daß

Eure königliche Hoheit mich niemals Er nennen; das ist nicht mehr an der Zeit; der König tut das nicht; selbst meinen Bedienten nenne ich nicht Er. Die zweite Bedingung ist, daß Sie mich dann nicht, wie soeben gesehen, so lange antichambrieren lassen; ich habe keine Zeit zu verlieren und der längste Tag wird mir zu kurz. Die dritte ist, daß Eure königliche Hoheit mir nicht so nach den Füßen sehen; ich kann nicht an escarpins, sondern nur in Stiefeln und im bequemen Oberrocke kommen. Die vierte ist, daß Sie nicht verlangen, ich solle zuerst zu Ihnen kommen; ich komme nach Beschaffenheit der Krankheit, nach Lage der Straßen und Häuser. Die fünfte ist, daß Sie mich nicht so lange aufhalten und nicht von mir verlangen, ich solle Ihnen von der wetterwendischen Politik und von Stadtneugkeiten schwagen; dazu habe ich keine Zeit. Endlich die sechste, daß Sie mich, weil Sie eine königliche Hoheit sind, königlich honorieren.“ Seine Bedingungen wurden erfüllt.

Kindermund

Aus der höheren Töcherschule.

Während des naturgeschichtlichen Unterrichts hatte der Lehrer der vierten Klasse einer höheren Töcherschule vielfach erläutert, daß es Tiere mit und ohne Geleht gebe und forderte dann die Schülerinnen auf, ihm ein Tier ohne Geleht zu nennen, nachdem er die Fliege als solches bezeichnet hatte. Fix meldete sich auch eine der Kleinen. „Nun, Emma, welches Tier meinst du denn?“ fragte ermunternd der Lehrer. „Den Rollmops,“ lautete selbstbewußt die Antwort Emmys, „denn der hat nur ein Stückchen Holz im Leibe.“



Das Häschen

Es ward ein Has' geschossen,
 Der Mutter zugeschildt!
 Viel Tränen sind geflossen,
 Als Mausli ihn erblickt!

Sie läßt nicht ab, zu schauen,
 Dann läuft sie wie der Wind
 Und holt den alten grauen
 Stoffhasen aus dem Spind.

Sie preßt ihn fest ans Näschen,
 Sie küßt ihn, daß es knallt.
 „Nein, Häschen, du mein Häschen,
 Lauf nur nicht in den Wald!“

Frida Schanz

Nebræ Anzeiger

Amliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebræ

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 0,85 Mkt.

Schriftleitung: Wilh. Sauer in Kehlheim.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Kehlheim.
Geschäftsstelle in Nebræ: Franz Kaufmann Weig, Markt 31/32.
Ehrensprecher: Amt Kehlheim Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Restamt 15 Pf.
Anzeigenannahme an Donntagen bis 12 Uhr mittags.
Bankkonten: Stadtparkasse Nebræ — Bankverein Arttern.

Nr. 52

Mittwoch, den 30. Juni 1926.

39. Jahrgang.

Drinnen und draußen.

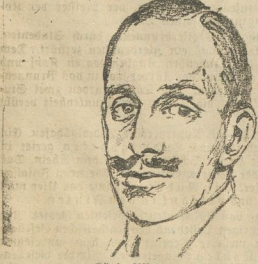
Wir haben wieder einmal in Deutschland überhaaupt fast nur Interesse für Innenpolitik, diskutieren über Parteienführung und Reichstagsauslösung, über Gerichtsreform und Steuererhöhungen — vergessen aber leicht dabei, daß ebenso wichtig und mächtigere Aufgaben vor uns liegen, als sich drinnen, jenseits unserer Grenzen, abspielen und zu denen wir ja etwas davon, so wenig, als das Schicksal gilt im Zusammenhang zu sein. Mit vielen schönen Worten verfaßt das Ausland, diese nach der Brutalität der Ereignisse, aber das meiste Ausland beschränkt sich bisweilen darauf, daß es durch diesen Weltkriegebüchse. Die Ereignisse in Genf haben und predigen in eine wirklich ganz unverlässliche Sprache, nicht diese die Sprache, die sich in der Welt ausbreitet, sondern vor allem das Interesse an der Welt, das sich um die Frage der Wirtschaft dreht. Mit bemerkenswerten Offenheit hat sich darüber der spanische König in Paris geäußert. Er meinte, der Völkerverbund wird nicht wohl etwas ernsthaften Erfolge erzielen oder vernünftigen Wünschen entsprechen können, sondern gerade die neutralen Länder mühten sich die weltweite Wirtschaftspolitik haben; sie hätten die Aufgabe, befristet und unparteilich zu wirken. Das man Deutschland nicht von vornherein aufgenommen habe, sei einer der vielen Kräfte, die in der Geschichte des Völkerverbundes begangen worden seien. Der König wird damit sehr deutlich. Wenn man Spanien nicht den Krieg, auf den es Anspruch habe, nämlich einen künftigen Teil im Völkerverbund, gebe, dann werde es dem Völkerverbund nicht mehr das gleiche Interesse entgegenbringen wie bisher. Überhaupt behandelte man auf den zahlreichen internationalen Konferenzen gerade die schwächeren Länder sehr merkwürdig; das, was man jetzt betreibt, ist zwar keine Politik der Geheimbünde, doch wohl eine solche Politik, die den Völkerverbund nicht bringt.

Der deutsche Außenminister, Dr. Stresemann, hat zu gleicher Zeit im Verein der ausländischen Presse in Berlin auch auf diese innere Unausgeglichenheit der Beziehungen zwischen den Völkerverbunden, auf die Unvollständigkeit, die in der Vorbereitung der Gestaltung des Völkerverbundes liegt. Doch darüber hinaus sieht Dr. Stresemann nicht mehr Sieger und Besiegte, sondern nur noch ringende Völker, die sich bemühen, aus dem Chaos, das sie für alle sichtbar hat, wieder in die Vernunft zurückzuführen. Doch nicht bloß in den reinen Machtverhältnissen, sondern auch in der Beziehung auf die Welt, die Spaniens antritt, sieht Dr. Stresemann ein Chaos, sondern er muß auch feststellen, daß die internationalen wirtschaftlichen Beziehungen nicht minder wichtig sind als die politischen. Die in der Vorbereitung der Gestaltung des Völkerverbundes liegt, doch darüber hinaus sieht Dr. Stresemann nicht mehr Sieger und Besiegte, sondern nur noch ringende Völker, die sich bemühen, aus dem Chaos, das sie für alle sichtbar hat, wieder in die Vernunft zurückzuführen. Doch nicht bloß in den reinen Machtverhältnissen, sondern auch in der Beziehung auf die Welt, die Spaniens antritt, sieht Dr. Stresemann ein Chaos, sondern er muß auch feststellen, daß die internationalen wirtschaftlichen Beziehungen nicht minder wichtig sind als die politischen.

Die Welt muß sich doch noch ganz gewaltig ändern, die alten Wünsche und Hoffnungen sich erfüllen, vorläufig ist nicht viel zu erwarten von dem Werden eines anderen Geistes, der unter die Geschichtsbücher der letzten Jahrzehnte einen Schlüssel stellt. Wir aber tun gut daran, über diese gerade uns treffenden folgenreichen Dinge nicht interesselos hinwegzublenden.

König Alfons über Europas Wohlfahrt.

Spaniens König, der mit seiner Gemahlin in Paris auf der Durchreise nach England kurzen Aufenthalt nahm, hatte dem Präsidenten der französischen Republik einen Besuch ab. Zu einer interessanten Unterredung, die der König mit dem Leiter des Institutes „Narbonne“ hatte, gab er Aufschlüsse über seine und Spaniens Stellung zur gegenwärtigen Weltpolitik. Nachdem er die Resultate von Locarno und Genf gewürdigt, sprach er sich über die



König Alfons von Spanien.

ständigen Erfolg im Völkerverbund vereinfacht und die Leidenschaft der großen und solgtätigen Mächte kritisiert hatte, die schwachen und kleinen Nationen an die Hand zu drücken, schloß der König mit dem Hinweis auf die Völkerverbundpolitik, an die Ziele der Völkerverbundenheit und die Berechnungen endlich erste Grundlagen für den Völkerverbund zu schaffen. Man dürfe nicht an dem reinen Sinn der Nationen nach der Persönlichkeit beurteilen. Deshalb müde jeder ernstlichen Herzens für die allgemeine Völkerverbundenheit arbeiten, dann werde auch Europa ein Gleichgewicht und seine Völkerverbundenheit wiederfinden.

Balancierung des Reichshaushalts.

Große Mittel für Erwerbslosenunterstützung.

Zum Haushaltsanschluß des Reichstages gab Reichsfinanzminister Dr. Meißner eine Übersicht über die Finanzlage des Reiches. Er betonte hierbei, die Finanzen könnten nur in Ordnung gehalten werden, wenn keine neuen Ausgaben mehr erforderlich würden. Zwei Grundbedingungen müßten erfüllt werden: die Wirtschaftslage dürfe im Laufe des Geschäftsjahres keinen weiteren Rückschlag erleiden und der Reichstag dürfe die Reichsregierung nicht zu neuen Ausgaben drängen. Bei Erfüllung dieser Voraussetzungen werde der Etat ohne Defizit abgesehen. Der Minister gab weiter im Anschluß auf Grund der eingehenden Ausstellungen, die neuerdings im Reichsfinanzministerium gestellt wurden, einen Überblick über die Einwirkung der Reichsfinanzen in den letzten Monaten. Er zog die Bilanz, daß sich für die Monate April und Mai ein Überschuß von 68,3 Millionen Mark ergeben habe. Weiter äußerte sich der Minister über die Ausgaben auf dem Gebiete der Erwerbslosenunterstützung. Es sei nicht zu verkennen, daß sich in der Wirtschaftslage bemerkbar machten, die die Wirtschaftslage als überwinden tun könnten. Aber es sei noch eine große Depression zu besorgen. Man werde sich somit absehen müssen, daß man noch für lange Zeit große Mittel für die Erwerbslosenunterstützung in Anspruch bringen müsse. Man könne für die Reichsliste mit einer durchschnittlichen Monatsausgabe von 30 Millionen Mark für die Erwerbslosenunterstützung rechnen.

Dr. Meißner gab zum Schluß einen Überblick über die Einnahmen aus dem einzelnen Steuerbereich, wobei er besonders hervorhob, daß die Einnahmen aus der Umsatzsteuer die Einnahmen nicht unbeträchtlich übertrafen hätten. Er erklärte zusammenfassend nochmals, daß der Reichshaushalt ohne Defizit unter den beiden eingangs genannten Voraussetzungen abgesehen könne. Er ließ aber zu angehen, daß teilweise Vervorberungen bedürftig wären, wenn man nicht die Reichsfinanzen in Ordnung bringen wolle.

Am deutsches Niederlassungsgesetz in Polen.

Warschauer Mitteilungen besagen, daß die polnische Regierung in der Frage des Niederlassungsgesetzes Deutsche in Polen zu Konzeptionen bereit sei und dagegen östliche Polenlandschaft beim Abschluß eines Völkerverbundes anerkenne. Hierzu wird von unterrichteter Seite gemeldet: Es ist zwar möglich, den in Warschau demonstrativ gezeigten Optimismus widerprechen zu müssen, aber der lebhafteste Wunsch, auf der ganzen Linie mit Polen bald wieder normale Handelsbeziehungen aufzunehmen zu können, darf die notwendige Feststellung nicht verschweigen lassen, daß, trotz wiederholtem Drängen von deutscher Seite, die polnische Handelsdelegation noch nicht in der Lage gewesen ist, für die deutsch-polnischen Verhandlungen in der Niederlassungsfrage auch nur einen bestimmten Termin zu betiteln.

Die deutschen Militärfriedhöfe in Frankreich

Frankreichs Jugendbewegung.

Nach Ansicht der zuständigen Reichsstellen hat sich das französische Pensionatsministerium auf Grund erneuter Verhandlungen damit einverstanden erklärt, daß auf den deutschen Militärfriedhöfen in Frankreich als Ersatz für die Gedenktafel auf den Gräbern kleinere Grabsteine in Form einer Inschrifttafel, mit dem Namen der Verstorbenen, gesetzt werden können. Die Zentralkommission für Angehörige der Gräber aufgestellt und die Gräber mit niedrigen, nicht wandernden Pflanzen und Blumen geschmückt werden. Bei der Anlage von Kriegsriedhöfen soll zur Ergänzung eines militärisch einfachen und würdigen Gesamteindrucks Einzelhaftigkeit erreicht werden. Die französischen Jugendbewegungen erweisen sich auf die Anspruchsstellung einzelner Gräber durch Angehörige wie auf die Ausgestaltung ganzer Friedhöfe oder Friedhöfstelle durch Vereine, den Volkbund oder ähnliche Privatunternehmungen und haben zur Voraussetzung, daß die dahingehenden Anträge durch das Zentralkommissionariat für Angehörige der Gräber und Kriegsriedhöfe in Verbindung mit dem französischen Pensionatsministerium gesammelt zur Genehmigung vorgelegt werden. Zur Niederlegung von Kränzen und Blumen wie zur Aufnahme von Lichtbildern der Gräber durch Ortsanworte hat keine Genehmigung erforderlich. Die Transparenzen der Friedhöfswärter hierfür ist nicht gestattet.

Militärdirktatur in Portugal.

Verhaftungen und Verbannungen. Der portugiesische General Gomez da Costa hat alle staatliche Gewalt an sich gerissen und löst die Diktatur aus. Die Wehrmacht der hohen portugiesischen Armee, wie bestehend aus dem Artillerie-, Infanterie-, Kavallerie-, Genietruppen und der übrigen bewaffneten Kräfte, wurde auf Befehl des Generals und Militärs aufgelöst und durch militärische Hauptleute ersetzt. Eine Reihe militärischer Führer wurde verhaftet und nach dem Ägypten verbannt, darunter General Sacerdote, seit 1919 portugiesischer Ministerpräsident, sowie der frühere Finanzminister Alvaro de Gairo. Der spanische Ministerpräsident Primo de Rivera befugte kürzlich den portugiesischen General zu seinen Befolgen.

Neue Dammbücke an der Elbe.

Eine 200 000-Mark-Brücke des Reichspostamts. Der Eisenminister bei Danneberg ist, wie aus Wittenberge gemeldet wird, an drei Stellen der Elbe über den Fluss verbannt, darunter General Sacerdote, seit 1919 portugiesischer Ministerpräsident, sowie der frühere Finanzminister Alvaro de Gairo. Der spanische Ministerpräsident Primo de Rivera befugte kürzlich den portugiesischen General zu seinen Befolgen.



Überbrückungsgebiet bei Wittenberg.

Der Elbe zwischen Wittenberg und Wittenberg, ein Dammbauwerk, an dem anderen haben sich ungenutzte Stellen gezeigt. Der Reichspostamtspräsident hat bei der Einberufung der Reichsversammlung die dortigen Gesandten einen Betrag von 200 000 Mark aus seinem Dispositionsfonds zur Verfügung gestellt.

Positive Rundschau.

Deutsche Reich.

Die deutsche Rundschau ist ein Verzeichnis der Ereignisse, die in den letzten Tagen des Jahres 1926 in Deutschland und in den Nachbarländern geschehen sind. Es enthält eine ausführliche Darstellung der wichtigsten Ereignisse, die für die deutsche Politik, Wirtschaft und Kultur von Bedeutung sind. Die Rundschau ist ein wertvolles Hilfsmittel für die allgemeine Bildung und für die Kenntnis der Weltlage. Die Rundschau ist ein Verzeichnis der Ereignisse, die in den letzten Tagen des Jahres 1926 in Deutschland und in den Nachbarländern geschehen sind. Es enthält eine ausführliche Darstellung der wichtigsten Ereignisse, die für die deutsche Politik, Wirtschaft und Kultur von Bedeutung sind. Die Rundschau ist ein wertvolles Hilfsmittel für die allgemeine Bildung und für die Kenntnis der Weltlage.